

Ephraim Kishon [...]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **100 (1974)**

Heft 14

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-512525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



EPHRAIM KISHON

ISRAELS PROVISORISCHE BILANZ

Im allgemeinen schaukelt der Israeli entweder auf einer Woge überschäumenden Selbstvertrauens – oder er kriecht auf allen vieren im Schlamm der Selbsterniedrigung umher. Dazwischen gibt es nichts. Der Durchschnitts-Israeli hat die Kunst des Verlierens nicht gelernt. Deshalb bastelt er seit dem Jom-Kippur-Krieg an den finstersten Untergangsvisionen, hört nur noch auf Kassandrarufer und sucht ständig nach Schuldtragenden, die ihm das peinliche Gefühl abnehmen könnten, dass auch er selbst an der Entwicklung der Dinge mitschuldig ist.

Nun, alle sind mitschuldig. Aber müssen wir deshalb gleich böse auf uns werden?

Bitte sehr. Vielleicht ist das ein ganz gesundes Bedürfnis. Sehen wir also zu, wie es um unsere Schlechtpunkte bestellt ist.

Zunächst müssen wir eingestehen, dass die Araber, obwohl sie auf dem Schlachtfeld auch diesmal den kürzeren zogen, dennoch einen wesentlichen Erfolg zu verzeichnen hatten. Sie haben es fertiggebracht, unsere Position nicht nur im Nahen Osten, sondern in der ganzen Welt zu erschüttern. Sie haben bewiesen, dass man auch befestigte Abwehrstellungen erobern und sogar israelische Soldaten gefangennehmen kann. Ihr eigentliches Kriegsziel, nämlich Israel zu vernichten, haben sie allerdings nicht er-

reicht. Ebenso wenig ist es ihnen gelungen, die «legitimen Rechte des palästinensischen Volkes» durchzusetzen, oder mit anderen Worten: uns auszurotten. (Was sie durch den Einsatz ihrer offenen Geheimwaffe Oel erreicht haben oder noch erreichen werden, steht auf einem anderen Blatt; hier ist von der direkten Auseinandersetzung zwischen 3 Millionen Israeli und 100 Millionen Arabern die Rede.)

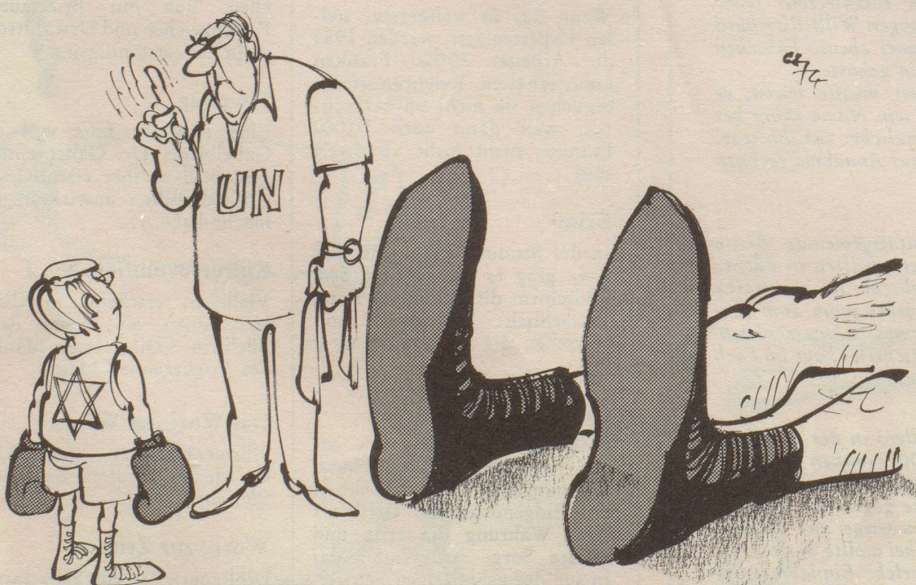
Ein weiterer Gutpunkt für die Araber besteht darin, dass uns jeder einzelne unserer Soldaten, dass uns jedes junge Leben am Herzen liegt. Das ist sowohl in militärischer wie in politischer Hinsicht eine bedenkliche Schwäche. In Syrien zum Beispiel scheint es keine Mütter zu geben.

Und nun zum grössten militärischen und politischen Erfolg unserer arabischen Vetter: ihr Grosser Bruder ist stärker als der unsere. Sie stützen sich auf eine Supermacht & Co., wir stützen uns auf eine Supermacht mit beschränkter Haftung. Nicht als ob die amerikanischen Machtmittel geringer wären als die des Friedenslagers, das nicht. Aber Russland hat es leichter, zornig zu werden, schon weil niemand den Genossen Breschnew zur Ablieferung von Tonbändern zwingen kann. Russland ist jederzeit in der Lage, Druck auszuüben, während Amerika sich damit begnügt, dem Druck zu widerstehen. Man nennt dieses Gesellschaftsspiel «Gleich-

gewicht der Kräfte». Die wichtigste Spielregel besteht darin, dass der eine Partner macht, was er will, und der andere im gegebenen Augenblick die Achseln zuckt und sagt: «Da kann man leider nichts machen.» Erinnern wir uns nur an die Zeit, als die Ägypter ihre Raketenbasen unter Verletzung aller feierlichen Vereinbarungen immer weiter nach vorn rückten und als wir «Gewalt!» schrielen. Auch damals konnte man leider nichts machen.

Professor Kissinger, auch Düsen-Henry genannt, ist eine der intelligentesten Intercontinental-Raketen, die sich jemals in Betrieb gesetzt haben. Wir hoffen, dass er trotz seiner jüdischen Abstammung unser Freund ist und dass er es uns nicht allzu übel genommen hat, als wir uns weigerten, die von uns eingekesselte dritte ägyptische Armee ausser mit Nahrungsmitteln und Medikamenten auch noch mit Munition zu versorgen. Trotzdem können wir uns nicht ganz der Befürchtung erwehren, dass er an einer Art «Brücke über den Kwai»-Komplex leidet. Im Mittelpunkt dieses Films steht bekanntlich ein stolzer britischer Oberst, dem alle körperlichen und seelischen Qualen der japanischen Gefangenschaft nichts anhaben können. Allmählich freundet er sich mit den Japanern an, und nachdem er gemeinsam mit ihnen eine Brücke über den River Kwai gebaut hat, ist er um die Aufrechterhaltung dieser konstruktiven Zusammenarbeit so sehr besorgt, dass er sich anschickt, auf die amerikanischen Soldaten zu schießen, die seine Brücke sprengen wollen. Erst im allerletzten Augenblick wird ihm klar, was mit ihm vorgegangen ist, aber da erscheint auf der Leinwand bereits das Wort «Ende».

Mit Professor Kissinger scheint es sich ähnlich zu verhalten. Er sieht nicht, oder will nicht sehen, dass der russische Bär, der ihn unter der Chiffre «Entspannung» herzlich umarmt, ihm zugleich den Boden unter den Füßen abgräbt. Schon steht der eine Teil Europas unerschütterlich unter sowjetischer Herrschaft und der andere Teil unter der drohenden Peitsche der arabischen Oelscheichs, schon bereiten sich in den von Amerika dem Frieden überlassenen Ländern wie Südvietnam und Kambodscha die nächsten kommunistischen Siege vor, die weitere Einbussen für die freie Welt mit sich bringen werden. Das alles geht zu Lasten Israels. Und die Vereinigten Staaten lächeln dazu. Sie haben Angst um die Brücke. Wahrscheinlich kann der Westen nur von China gerettet werden.



Noch rasch ein paar Worte über jene seltsamen Staatsmänner, für die sich die Existenz eines kleinen Volkes auf die Frage der Zentralheizung reduziert. Seien wir uns doch endlich klar darüber, dass der Kniefall Westeuropas vor dem arabischen Oel und die schändliche Preisgabe Hollands eine zynische Wiederholung des Münchner Verrats von 1938 ist... Na ja. Warum soll man auch wegen der lächerlichen Tschechoslowakei das klaglose Funktionieren der öffentlichen Verkehrsmittel aufs Spiel setzen.

Aber Israel ist keine Tschechoslowakei. Und von dieser Voraussetzung ausgehend, wollen wir nunmehr mit der Aufzählung unserer Gutpunkte beginnen.

Selbst die tiefste nationale Verzweiflung, in die wir uns jetzt den Arabern gegenüber hineinmanövrieren könnten, würde nichts daran ändern, dass wir ziemlich knapp an ihre Hauptstädte herangekommen sind, 35 Kilometer an Damaskus und 70 Kilometer an Kairo; dass wir den Griff an ihrer Kehle hatten, nicht sie an der unsern; dass wir in der Lage waren, ihre hoffnungslos umzingelten Streitkräfte mit Nahrungsmitteln und Medizin zu versorgen, nicht umgekehrt; kurzum: dass wir militärisch die Oberhand gewonnen hatten. Wir, die überfallenen, im Gebet überraschten, unvorbereiteten, nachlässigen, arroganten Bewohner eines winzigen Landes sind zum vierten Mal von einer überlegenen Vielzahl feindlicher Mächte herausgefordert worden und haben die Herausforderung bestanden. Und ohne die panische Intervention des Computers aus Washington hätten wir unsere Angst- und Existenzgrenze noch weiter verschoben und gefestigt.

Zugegeben: es gab da eine Legende, dass die israelische Armee unbesiegbar sei. Das müssen wir richtigstellen. Es ist keine Legende, sondern eine Tatsache. Man kann uns Verluste zufügen und die tun weh, man kann uns grüne und blaue Flecken schlagen, aber man kann uns nicht von der Landkarte streichen. Wir sind keine Tschechoslowakei.

Es trifft auch nicht zu, dass wir die Sympathien der ganzen Welt verloren hätten. Die Welt ist noch immer zum weitaus grössten Teil für uns. Gegen uns sind nur die Regierungen. Das Publikum spendet uns Beifall, die Kritiker verreissen uns. Aber man soll das Publikum nicht unterschätzen.

Und sogar vom Standpunkt der Araber aus betrachtet: ist ihre Lage wirklich so hervorragend? Waren sie nicht auch ein wenig überrascht von der Art, wie wir diese neue Krise gemeistert und in welcher kurzen Zeit wir uns von den anfänglichen militärischen Rückschlägen erholt hatten? Waren sie auf die energische Unterstützung, die uns Amerika im kritischen Augenblick angedeihen liess, gefasst? Sie waren es ebensowenig wie die Russen. Und wie wir selbst.

Wenn ich ein Araber wäre, würde ich mich mit gemischten Gefühlen fragen, ob diese trotzigsten Juden nicht vielleicht darauf aus sind, sich in einer nächsten Runde für die Erniedrigung zu rächen, die wir ihnen an ihrem heiligsten Feiertag zugefügt haben. Denn möglicherweise haben auch Juden ein Ehrgefühl, auf dem man nicht ungestraft herumtrampeln darf.



An dieser Stelle unterbricht mich der ungeduldige Leser: «Wovon reden Sie eigentlich, Herr? Wer plant eine nächste Runde? Wer legt Wert auf *«Siege»*?»

Lieber Leser, dies alles habe ich eben deshalb geschrieben, damit es keine nächsten Runden und keine Siege mehr gibt. Aber auch den Frieden muss man erst gewinnen. Es ist eine alte historische Erfahrung, dass bei Verhandlungen über einen gerechten Frieden alle erdenklichen Faktoren ins Kalkül gezogen werden, nur einer nicht: die Gerechtigkeit. Ein starkes, selbstbewusstes, vielleicht gar übertrieben selbstbewusstes Israel wird eines Tags zu fairen Abmachungen mit seinen Nachbarn gelangen. Ein jammerndes, entmutigtes Israel wird von seinen Feinden wie von seinen Freunden ins unterste Regal der Weltgeschichte gestossen werden. Dabei kommt es im globalen Pokerspiel weniger auf den Beweis von Stärke an als vielmehr auf den Beweis, dass man zu wirklicher Wut fähig ist, dass man bereit ist, um der Selbsterhaltung willen sogar Wahnsinnstaten zu begehen. Wer zu diesem Pokerspiel mit zerrütteten Nerven und mangelndem Selbstvertrauen antritt, hat schon verloren. Eben diese Nervenzerrüttung, eben dieser Mangel an Selbstvertrauen wird nun von Ihnen, lieber Leser, verbreitet und gefördert. Wünschen Sie, dass Goldas Hand vor Aufregung zittert, wenn sie die Karten hält? Wünschen Sie eine vor Angst bebende Grossmutter an der Spitze Israels?

Unsere Zukunft wird sich in jenem Augenblick entscheiden, da Golda sich an eine befreundete Macht wendet und mit lauter, klarer Stimme ein einziges Wort ausspricht:

«Nein!»

«Mrs. Meir», wird ihr amerikanischer Partner einwenden, «wenn Sie sich unserem

Diktat nicht beugen, ziehen wir unsere Unterstützung zurück und werfen Sie den Russen zum Frass vor.»

Und darauf wird Mrs. Meir die folgende Antwort haben:

«Werfen Sie!»

Und wird ihrem amerikanischen Partner starr in die Augen blicken, ohne sich zu regen, ohne mit der Wimper zu zucken. Denn das ist die einzige Möglichkeit, uns die Unterstützung Amerikas für einen haltbaren Frieden zu sichern.

Aber dazu muss ganz Israel hinter Mrs. Meir stehen. Dazu braucht sie den Rückhalt den nur die drei Millionen Israeli ihr geben können, drei Millionen verrückte Anrainer des Mittelmeers, die ihre Existenz um jeden Preis zu verteidigen bereit sind.

Das sollten Sie, lieber Leser, und alle Ihresgleichen sich vor Augen halten. Hören Sie um Himmels willen mit Ihren Unkenrufen und Ihrem Verzweiflungsgetuschel auf. Der Krieg mit den Amerikanern hat erst begonnen. Wir brauchen alle Kraft, um ihm gewachsen zu sein. Jeder Vorwurf, den man uns machen kann, den wir selbst uns machen sollten – und davon gibt's zweifellos eine ganze Menge –, ist eine Trumpfkarte in der Hand der Araber. Jedes Schwächezeichen, jede interne Streitigkeit, jedes Gejammer vermindert unsere ohnehin geringen Chancen für die friedliche Lösung, deren wir so sehr bedürfen und die wir so innig herbeisehnen.

Einem Volk, das um Mitleid greift, wird nicht einmal Mitleid zugestanden. Und Gerechtigkeit schon gar nicht.

(Deutsch von Friedrich Torberg)